

# Der Fotograf des Präsidenten

Christopher Morris wurde als Kriegsfotograf berühmt – und ist Speaker an der Photo 16 in Zürich

Er war im Krieg, begleitete Bush und fotografierte Haute Couture. Christopher Morris über die Sinnlosigkeit der Kriegsfotografie, die Republikaner und die Kamera als Waffe des IS.

KATRIN SCHREGENBERGER

In den Krieg ziehen – mit einer Kamera bewaffnet. Das war schon, als die ersten Barthaare sprossen, der Traum, der ihn hypnotisierte. Christopher Morris sah als Jugendlicher den Krieg als Feld der Helden, als Ort der schweren Geschichte. Die Fotografien, die er kannte, stammten aus dem Militärmagazin «Stars and Stripes». Sein Vater war im Vietnamkrieg. Und so ging dann Christopher Morris mit der Kamera bewaffnet auf das Schlachtfeld.

## Desinfizierte Kriegsfotografie

«Ich hatte nie die Illusion, dass meine Fotografie Krieg stoppen oder irgendetwas ändern würde», sagt Morris, der heute 58 ist, aber älter wirkt. Hager ist er, die Frisur erinnert an Mick Jagger. «Ich versuchte, meine Fotografie zu nutzen, um Leute zu schocken. Schocken mit dem Horror des Krieges», fährt er fort, seine Stimme ist ruhig, fast müde, was wohl auch dem nächtlichen Flug von Florida anzulasten ist, den er hinter sich hat. 1999 nahm ihn das «Time Magazine» unter Vertrag: der Ritter Schlag – oder sollte man Orden sagen? – für jeden Kriegsreporter.

Er wollte nicht die Welt ändern, sondern schlicht das Grauen des Krieges zeigen. Doch ist Morris mit diesem Vorhaben in seinen Augen gescheitert, obwohl er als Kriegsfotograf zu Erfolg kam. «Die Medien desinfizieren, säubern Kriegsfotografie immer, sie zeigen nie, wie schrecklich Krieg wirklich ist», sagt er und wiederholt es einige Male. Die Kriegsfotografie scheitert in seinen Augen an der Feigheit der Medien und der Öffentlichkeit. Morris sagt all dies ohne Wut, ohne Vorwurf, sondern stellt es lediglich fest. Nur im hintersten Winkel seiner Worte versteckt lässt sich verhaltene Bitterkeit erahnen.

«Wenn die westliche Welt die Bilder vom Krieg sehen würde, würde es weniger Krieg geben», sagt er. Doch eben: Unsere Welt sei gesäubert. Nicht so andere Weltgegenden. Wenn eine US-Drohne in Pakistan die Familie eines Terroristen auslösche, die Kinder ihre Beine und Köpfe verlören, dann sehe



Der amerikanische Fotograf Christopher Morris weilt anlässlich der Photo 16 in Zürich.

ADRIAN BAER / NZF

das hier niemand. «Deshalb wählt der IS auch die Strategie der Videos», sagt er. «Damit wollen sie schockieren, zeigen, was Brutalität bedeutet. Aber sie haben diese Brutalität in Realität erlebt, sie leben in der Welt, in der man die Verstümmelungen sieht.» Christopher Morris trinkt Kräutertee und erklärt die Bildpropaganda des IS, doch seine Stimme bleibt weich, seine Haltung zurückkommend nach Europa, für sie ist es einfach, ein Maschinengewehr zu nehmen und Leute in einem Restaurant zu vernichten. Sie wollen diese Gewalt zu uns bringen, den Schrecken, den wir nicht kennen, weil wir eben in dieser gesäuberten Welt leben.»

Im Jahr 2000 wollte er raus aus dem Krieg. «Ich war in Tschetschenien und hatte eine zweijährige Tochter, die ich nicht fotografiert hatte. Alles, was ich hatte, waren Fotos von einem Haufen «Idioten mit Waffe.» Zu diesem Zeitpunkt wendete sich Morris vom Kriegsjournalismus ab.

Und so schickte ihn das «Time Magazine» ins Weisse Haus. «Für neun Jahre

reiste ich mit dem Präsidenten in dieser republikanischen Blase, es war dieses sehr weisse, saubere, perfekte Amerika», erinnert er sich. Er fotografierte Bush mit dem Füllfeder in der Hand, vor Mikrofonen und in Flugzeugen. Als Fotograf habe ihn die Arbeit gefordert, denn schliesslich fotografiere man ständig nur einen «Mann in Anzug». Aus jener Zeit ist das Buch «My America» entstanden, ein Porträt des republikanischen Amerika. Dann folgte der Bildband «Americans». Morris zeichnet darin ein düsteres Bild der USA. «2002 bis 2006 waren dunkle Zeiten in der Geschichte Amerikas, durchdrungen von

blindem Nationalismus.» Seine Werke dieser Epoche sieht Morris als historische Dokumente an: Fotografie hält die Zeit an. Die Frage ist nur, welcher Moment es wert ist zu überdauern.

## Der Irrsinn Amerikas

Auch in die Welt der Mode machte der Amerikaner einen Ausflug, fotografierte für Magazine und Designer. Ein Genuss sei das gewesen. «Ich mag Fashion-Fotografie, weil es sich da um etwas völlig anderes dreht als das, womit ich mein Leben verbrachte.» Nicht um den Tod, nicht um die Macht der Politik, sondern um Schönheit und Phantasie.

Mit dem Krieg will sich Morris nicht mehr beschäftigen. «Ja, ich bin müde, ich bin resigniert», sagt er freimütig. Die Liebe zur Fotografie aber brennt noch wie am ersten Tag. Im Februar wird er Donald Trumps Reise durch den Wahlkampf begleiten. Denn: Dieser «Irrsinn» Amerikas ist es wert, für die Nachwelt festgehalten zu werden.

Christopher Morris wird am 8. Januar an der Photo 16 sein Werk vorstellen. Zürich, Maag-Halle, 19 Uhr 15.

## Die Photo 16

ks. · Vom Freitag 8. Januar bis Dienstag 12. Januar zeigen rund 150 Schweizer Fotografen an der Photo 16 in der Maag-Halle in Zürich West ihre Werke. Die Schau zeigt die ganze Spannweite des zeitgenössischen Fotoschaffens und reicht von Reportagefotografie über Mode und Werbung bis zu freier Fotografie.

## Virtuos, sensibel, intelligent

Der Pianist Oliver Schnyder beim Musikkollegium Winterthur

THOMAS SCHACHER

Wenn in einem sinfonischen Programm ein Pianist auftritt, spielt er nach der Ouvertüre sein Klavierkonzert und hört sich dann die anschliessende Sinfonie, das Hauptstück des Abends, an. Im Sinfoniekonzert des Musikkollegiums Winterthur wartete niemand auf die fünfte Sinfonie von Schubert. Denn das Haupterlebnis des Abends war der Auftritt von Oliver Schnyder. Der Schweizer Pianist, der längst eine internationale Karriere verfolgt, wirkte in zwei Kompositionen als Solist mit. Die Gegenüberstellung von Sergei Rachmaninows «Rhapsodie über ein Thema von Paganini» und César Francks «Sinfonischen Variationen» bot einen spannenden Vergleich. Denn bei beiden Werken handelt es sich nicht um traditionelle Klavierkonzerte, sondern um recht eigenwillige Formen.

Rachmaninows Rhapsodie verbindet in raffinierter Art die Variation mit dem dreisätzigen Klavierkonzert. Als Thema dient die Nummer 24 der «Caprices» op. 1 von Niccolò Paganini. Betreffend Virtuosität steht die Rhapsodie dem Stück des «Teufelsgeigers» in nichts nach. Für Oliver Schnyder schienen die spieltechnischen Herausforderungen kein Problem zu sein. Selbst die wildesten Passagen meisterte er mit Bravour, und er schlug bisweilen halbscherische Tempi an. Andererseits zeigte er in den mittleren Variationen, die an den langsamen Satz eines Klavierkonzerts erinnern, seine sensiblen Seiten. Die Kommunikation mit dem Orchester klappte vorzüglich: Schnyder passte sein Spiel dem Stellenwert des Soloparts im Gesamtgefüge an. Intelligent, sensibel, virtuos ist dieser Pianist, Starallüren sind ihm fremd.

Nach der zündenden Wiedergabe von Rachmaninows Werk fiel die Spannungskurve in Francks Sinfonischen Variationen ab, obwohl Schnyder auch hier glänzte. Die Komposition, die das Variationsprinzip mit sinfonischen Verfahren verknüpft, kommt nicht an Rachmaninows Feuerwerk heran; man hätte die Reihenfolge der Werke besser umgekehrt. Das sinfonische Rahmenprogramm begann mit Claude Debussys «Prélude à l'après-midi d'un faune». Der junge französische Dirigent Alexandre Bloch, der bereits zum dritten Mal beim Musikkollegium Winterthur zu Gast war, brachte den klangsinlichen Charakter des Werks sehr schön zum Klingen. Mit dem Weichzeichner ging Bloch zum Schluss Schuberts B-Dur-Sinfonie an: Hier hätte man gern etwas mehr Konturen herausgehört.

Winterthur, Stadthaus, 6. Januar.

# Zwischen Melodrama und Komik

Das diesjährige Stummfilmfestival im Filmpodium stellt das Jahr 1926 in den Mittelpunkt

CHRISTOPH EGGER

Grosses Kino am Eröffnungsabend, wenn John Ford in «3 Bad Men» (1926) beim Dakota Gold Rush Abenteuer und Burleske verschmilzt. Die Jagd der entfesselten Planwagen ist selbst in der armseligen heutigen Bildqualität des optisch einst so bewunderten Films von mitreissendem Schwung. Munter mit dabei die Musik: zart modulierend und explosiv krachend Neil Brand am Klavier, ihm zur Seite der formidable Günter A. Buchwald, nun aber nicht am Flügel, sondern mit der Fiedel. Verlorene Liebesmüh Neil Brands dann am zweiten Abend: Weder pianistische Souplesse noch die wunderschön viragierte Kopie vermögen Jean Renoirs radikal antinaturalistische, mitunter offen parodistische Gesellschaftssatire zu retten, zu der er Zolas «Nana» (1926) denaturiert hat.

Das Jahr 1916, in dem das Filmpodium bei seinem Rückblick auf hundert Jahre Filmgeschichte inzwischen angelangt ist, ist im diesjährigen Pro-

gramm mit drei Produktionen vertreten: Mauritz Stillers bezaubernd heiterem «Liebe und Journalismus», begleitet von André Desponds, «Shoes» der frühen amerikanischen Regisseurin Lois Weber und «Schuhpalast Pinkus» von Ernst Lubitsch, begleitet von Maud Nelissen. Die strahlend-energisches niederländische Pianistin wird auch noch mit «Der Prozess um drei Millionen» (1926) von Jakob Protasnow zu hören sein. Und es ist das Jahr 1926, das diesmal daran erinnert, dass die zwanziger Jahre die überragende Dekade in der Geschichte des Films repräsentieren.

## Grosse Momente

Durchaus eindrucksvoll zeigt sich das auch im wieder und wieder verfilmten Stoff von «La Bohème», der hier unter der Regie von King Vidor der Vorlage Henri Murgers folgt; der kanadische Pianist Gabriel Thibaudeau begleitet. Im Unterschied zu all den optisch und stimmlich hochgerüsteten Operndiven unserer Tage, im Unterschied aber auch

zu Puccinis grandioser Musik berührt Lillian Gishs Mimi durch die ungemaine Schlichtheit im Auftritt; sehr viel zeitverhafteter mutet da John Gilberts herumzappelnder Rodolphe an. Die Szenen, in denen sie sich, todkrank, hinten an Pferdefuhrwerke angehängt durch die nachtdunkle Stadt schleppen lässt, um den Geliebten noch einmal zu sehen, gehören zu den grossen Momenten des frühen filmischen Melodramas.

Nicht fehlen natürlich die grossen Komiker. Dass Harry Langdon durchaus mit Harold Lloyd und Buster Keaton, die zehn Jahre jünger sind, zusammen genannt zu werden verdient, zeigt auch «Tramp, Tramp, Tramp» (1926) von Harry Edwards. Der sensationelle Cliffhanger während eines Wettmarschierens quer durch die USA kann locker mit Harolds berühmtem Baumeln am Zifferblatt der Turmuhr mithalten, und der Tornado, in dem Harry seinen Mann steht, wäre eines Busters würdig. Bruno Spoerri, vor Jahresfrist erstmals im Einsatz, wird machtvoll auf seinem Saxofon begleiten. Von Chaplin bewundert und

verehrt, hat der Franzose Max Linder ebenfalls mit der Figur des Tramps gearbeitet – selbstverständlich des Gentleman-Tramps wie hier in «Seven Years Bad Luck» (1921). Bis heute unerreicht, wie Max auf der Flucht vor der Polizei mehrmals Zuflucht im Löwenkäfig sucht, und umwerfend die berühmte Verdoppelungsszene vor dem leeren Spiegelrahmen, die eben nicht von den Marx Brothers in «Duck Soup» erfunden wurde. Bis zuletzt wird der galant-elegante Max Linder ein Geschöpf der Belle Epoque bleiben, die bei ihm schwerelos in den vergnügten Nonsens abheben kann.

Ein ungewöhnliches Melodrama mit einer stillen Heldin ist der späte «Love and Duty» (1931) von Bu Wancang, ein Film aus einem völlig westlich anmutenden Schanghai. Die Geschichte um eine Frau, die um eines andern Mannes willen aus einer arrangierten Ehe ausbricht und sich, geplagt von Schuldgefühlen wegen der zurückgelassenen Kinder, zuletzt «opfert», entwickelt sich über zweieinhalb Stunden hinweg sehr langsam,

hält den Betrachter aber bei der Sache durch die zunehmende Dringlichkeit der Erzählung.

## Sechseinhalb Stunden Kino

Eine Herausforderung gleicherweise für das Publikum wie für den Pianisten Martin Christ wird Ende Januar die Aufführung von «Les Misérables» (1926) von Henri Fescourt werden. Teil eins und zwei dauern gut dreieinhalb Stunden, Teil drei und vier nochmals drei Stunden... Fast ebenso oft verfilmt wurde der «andere» Victor Hugo, hier in amerikanischer Produktion: «The Hunchback of Notre Dame» (1923) von Wallace Worsley. Zum Abschluss wird Martin Girod, der das Programm wie immer umsichtig und kompetent kuratiert hat, über «Moana» (1926) sprechen, Robert J. Flahertys stilbildenden Südseefilm – der, da neu mit «originalen» Musik- und Tonspur versehen, dreimal gezeigt werden kann.

Filmpodium Zürich, bis 14. Februar.